

diese Klemmsicherung, meine einzige Zwischensicherung bis zum Stand, halten wird oder nicht und ob es mich jetzt in den Spalt zwischen dem Felsfeiler und der Wand hinunterwixt, und während ich mir den Riss vorstelle, den ich nur mit den Fingern gesehen habe, in dem der Friend, den ich jetzt brauche, sitzt, hänge ich schon im Seil, und ich weiß, dass er gehalten hat und dass es weitergeht, und der Schrei, den ich gehört habe, ist jetzt auch verstummt.

Der Schrei, das war ich.

»Was ist?«, ruft Daniel von unten.

»Volle ausgerutscht«, schreie ich zurück.

»Alles okay?«, ruft Daniel, und ich höre, wie gestresst er ist.

»Passt schon«, antworte ich. »Ich zieh mich gleich rauf.«

Jetzt merke ich, wie schnell mein Puls geht. Ich merke auch, dass mir der Fuß wehtut, weil ich ein bisschen reingelandet bin und mich angehaut habe. Egal. Ich beruhige mich schnell wieder, ziehe mich hoch und klettere weiter, wo ich ausgerutscht bin. Aber ich fühle mich auf der ganzen Länge unsicher. Der Sturz wirkt in meinem Kopf wie ein starker Schnaps.

Im Hirn pocht die Frage: Was passiert, wenn's mich haut?

Ich ziehe mich an der nächsten Schuppe hoch. Was passiert, wenn's mich haut?

Ich weiß, dass es gut ist, wenn man sich am Fels nicht zu sicher fühlt, aber das ist gerade nicht mein Problem. Die Selbstverständlichkeit ist angeknackst.

Okay, sage ich zu mir, auch ich kann fliegen.

Beim Stand zehn treffen wir Markus. Er ist über die Fixseile rauf, die für die Kameralaute gelegt wurden. Den Sturz hat er gar nicht mitgekriegt. Wir ziehen die Steigeisen an und gehen über ein Fünfzig-Grad-Schneefeld zu Stand elf. Über kombiniertes Gelände klettern wir zu Stand zwölf. Von hier führt die Bolt-Traversal Richtung Iced Towers, und über die geht es hinauf zur Head Wall. Darauf sitzt der Eispilz. Der Gipfel.

Es ist vier Uhr früh. Wir sind bereit, in die Bolt-Traversal einzusteigen.

Wo ist das Schönwetterfenster?

Fragen wir doch Charly. Weil wir irgendwie gehnt haben, dass die Frage auftauchen könnte, haben wir das Sat-Phone mitgenommen. In Innsbruck ist es jetzt acht Uhr morgens, Charly hat sich einen Kaffee gemacht und studiert die Tiroler Tageszeitung. Er hebt sofort ab.

»Charly, bist du sicher, dass der Wetterbericht stimmt?«

Es ist grausig kalt. Wir haben uns nur ein paar Minuten nicht bewegt, schon vereisen die Handschuhe, und auf der Goretex-Jacke bleibt der Schnee picken. Die Reißverschlüsse sind auch vereist, aber die will sowieso keiner aufmachen.

»Gebt's mir zehn Minuten«, sagt Charly.

Okay. Klingt gut, aber wir hängen kurz vor der Bolt-Traverse, und Daniel beschwert sich: »Mir frieren gleich die Eier ab.«

Nach zehn Minuten rufen wir wieder an.

Charly sagt: »Burschen, hört's zu. Es sieht alles danach aus, dass in sechs Stunden ein Wetterfenster ...«

In sechs Stunden? Vergiss es.

Wir müssen nicht diskutieren, was wir jetzt machen. Wir drehen um.

Es dauert zwei Stunden, bis wir uns zur Schulter abgeseilt haben. Wir trinken etwas, dann in die Schlafsäcke, alle schlafen sofort ein. Als ich um zehn aufwache, liegt Daniels Kopf auf meiner Schulter und Markus liegt quer über unsere Beine. Ich krieche aus dem Schlafsack und strecke die Nase aus dem Zelt. Beim Pissen der sorgenvolle Blick nach oben: Wäre der Berg heute vielleicht doch gegangen? Aber ich sehe nur dichte Wolken, und ein Windstoß bringt mich aus der Balance. Heute geht der Berg nicht. Ich sage den anderen Bescheid, dann kochen wir Wasser. Ich trinke Kaffee, Daniel nimmt Tee und Markus isst Nasi Goreng aus dem Packerl. Wir warten im Zelt, und als der Wind nachlässt, gehen wir ohne uns weiter aufzuhalten nach El Chaltén zurück, 2000 Höhenmeter abwärts, 30 Kilometer weit. Um acht Uhr abends sind wir da.

Wir gehen schlafen, ohne noch einmal in der Cervecería vorbeizuschauen.

Es war unser letzter Versuch gewesen, den Torre zu besteigen. Für diesmal. Wir bauten Nipo Nino ab, gingen Kristalle suchen, von denen es in der Gegend viele gibt, und wir fanden auch ein paar besonders schöne Exemplare. Wir feierten Weihnachten und Silvester in der Cervecería. Ich kippte völlig in den Salsasound, und das Lachen von Andrea vermisse ich immer noch. Erst als ganz klar war, dass das Wetter uns keine nächste Chance geben würde, erzählten wir, dass wir abreisen würden, und als wir tags drauf noch einmal kamen, hatten sie auf die Tafel, auf der sonst die Bierpreise notiert waren, geschrieben: »Dani and David, please don't leave. We will miss you.«

Miss you, too.

Zwei

Meine Mutter heißt Claudia. Sie kommt aus Innsbruck in Tirol, nur ein paar Kilometer von Götzens entfernt, wo wir heute wohnen. Sie arbeitet an der Uniklinik Innsbruck als Kinderkrankenschwester, aber sie reiste, als sie jung war, immer in der Weltgeschichte herum wie – ja, wie ich es jetzt tue. Südamerika, Afrika, sie interessierte sich für fremde Kulturen, und wenn sie genug Museen angeschaut hatte, ging sie wandern und bergsteigen.

1987 war sie zum ersten Mal in Nepal. Trekking, mit einer großen Gruppe von Leuten. Alles war von A bis Z durchorganisiert, und sie hatte nicht wirklich viel Spaß, weil sie das, was sie eigentlich sehen wollte – Menschen, wie sie leben, ihre Kultur –, nicht wirklich mitkriegte. Also fuhr sie ein halbes Jahr später mit zwei Freundinnen noch einmal nach Nepal. Die drei wollten einen großen Berg mit mehr als 6000 Metern machen, aber das klappte nicht, weil zu viel Schnee lag und das Wetter schlecht war. Dafür lernten sie Rinzi kennen.

Rinzi war der Führer der Gruppe, ein Sherpa aus der Everest-Region. Er begleitete die drei Frauen drei Wochen lang auf ihrem Weg durch den Himalaja, und nach den drei Wochen waren meine Eltern ein Paar. Meine Mutter war ganz fasziniert von Nepal, sie konnte sich sogar vorstellen, dort zu bleiben und in Nepal zu leben, aber Rinzi fand Tirol die bessere Wahl. Es ist nicht leicht, in Nepal ein Auskommen zu finden, und Rinzi musste seine Familie unterstützen, fünf Geschwister und den alten Vater.

Er kam mit einem Touristenvisum nach Österreich. Dann begann ein langwieriger Papierkrieg. Die Fremdenpolizei stellte herablassende Fragen. Sie unterstellten meiner Mutter, sie plane eine Scheinehe, um für Rinzi eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Die Eltern meiner Mutter fragten, ob sie komplett spinne, den kleinen, dunklen Mann aus Nepal heiraten zu wollen. Aber meine Mutter brachte das nicht aus dem Takt. Sie organisierte die nötigen Papiere und ließ sich auch von ihren Eltern nichts dreinreden. Im Dezember 1988 war Hochzeit. Dann zogen die beiden in die Dienstwohnung meiner Mutter im Schwesternheim – mit Ausnahmegenehmigung. Die organisierte sie nämlich auch noch.

Das Wort »Papa« existierte für mich nicht. Für mich war mein Vater immer Rinzi. Rinzi kommt aus Phaplu, einem Bauernhof in der Everest-Region, auf etwa 2700 Meter Höhe. Um nach Phaplu zu kommen, fährt man von Kathmandu einen Tag mit dem Bus, dann geht man drei Tage zu Fuß. Für Rinzi war das natürlich umgekehrt: Um nach Kathmandu zu kommen, musste er zuerst drei Tage zu Fuß gehen und dann in den Bus einsteigen.

Aber in Wahrheit war der Weg noch viel weiter.

Rinzi war der einzige aus der großen Bauernfamilie, der zur Schule gehen durfte. Die anderen fünf Geschwister waren daheim, mussten auf dem Bauernhof arbeiten. Keine

Schule. Keine Ausbildung, weil kein Geld dafür da war.

Rinzi durfte zur Schule gehen, weil ihn sein Onkel mitgenommen hatte, als Sir Edmund Hillary die Schule von Junbesi besuchte. Hillary, der Mann, der 1953 den Everest erstbestiegen hatte, kam Jahr für Jahr nach Nepal, um Kindern von Sherpas eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Rinzi stellte sich beim Test geschickt an. Er begriff schnell und er war fleißig. Er bekam ein Stipendium von Hillary und nützte diese Chance. Er absolvierte die Volksschule, ging aufs College und machte nach vierzehn Jahren Schule den Abschluss. Sein älterer Bruder besuchte nur fünf Jahre eine Schule, dann ging sich das finanziell nicht mehr aus.

Der Schulweg dauerte drei Stunden. Rinzi ging um sieben Uhr früh zu Hause weg, um zehn begann der Unterricht, um vier war Schulschluss, und um sieben Uhr abends war er wieder zu Hause. Kein Wunder, dass er gut zu Fuß war.

Meine Mutter hat mir oft die Geschichte erzählt, als sie zum ersten Mal nach Phaplu kam. Es war im Jahr vor meiner Geburt. Einer von Rinzis Brüdern hatte angerufen, dass der Vater schwer krank sei. Also flogen meine Eltern nach Nepal, meine Mutter wollte Rinzis Vater unbedingt noch kennenlernen.

Innsbruck – Frankfurt – Kathmandu, ein Tag im Bus, drei Tage zu Fuß.

Das Haus stand allein in einer Streusiedlung, die nächsten Häuser waren mindestens zehn Minuten entfernt. Es war in schlechtem Zustand. Nur zwei Kühe standen im Stall. Der Wohnraum lag direkt darüber, man musste über eine Stiege durch den Stall hinaufsteigen. Der Raum war riesengroß und dunkel. Er hatte nur kleine Fenster, die mit Plastikfolien abgedichtet waren. Von außen kam nur wenig Licht herein. Das Erste, was man sah, waren der buddhistische Altar und eine große Buddha-Statue, die in der Mitte des Raums standen. Links und rechts davon Holzbänke mit kleinen Tischen und ein einziges Bettgestell. Dort lag auf einer dünnen Matratze ein Mann, der nur noch aus Haut und Knochen bestand und sich mit jedem Atemzug abmühte. Das war mein Großvater. Er war 64 Jahre alt, und er bekam kaum noch Luft.

Mein Großvater war ein buddhistischer Mönch gewesen, ein Lama. Daher unser Familienname. 15 Jahre hatte er in einem tibetischen Kloster als Mönch gelebt. Als die Chinesen Tibet besetzt hatten und der Dalai Lama ins Exil geflohen war, kehrte der Großvater zurück nach Phaplu, wo er meine Großmutter traf. Die beiden heirateten. Er legte zwar die Mönchskutte ab, war jedoch bis an sein Lebensende als Laienmönch tätig, als Lama. Deshalb der Altar im Wohnzimmer.

Meine Großmutter war gestorben als Rinzi sechs Jahre alt war. Der Großvater hatte sechs Kinder allein aufziehen müssen. Hartes Brot.

Jetzt war er krank, am Ende seines Lebens. Natürlich ging mit meiner Mutter sofort die Krankenschwester durch. Sie machte alles sauber, ließ Wasser vom Bach holen, um es auf der Feuerstelle zu wärmen, sie wusch den Großvater und bettete ihn neu, und dann

mussten alle helfen, um ihn aus der düsteren Stube hinunter vor das Haus zu tragen, von wo aus man über grüne Felder und Apfelbäume, den Wald und das ganze Tal schauen konnte, in den Frühling, ins Licht der Sonne.

Meine Eltern blieben zwei Wochen in Phaplu. Meine Mutter erzählt, wie unglaublich gastfreundlich die Familien waren, die sie besuchten. Die Leute hatten nichts, aber eine Tasse Tee gab es auf jeden Fall, und wenn sie ein Ei hatten, kochten sie das Ei für ihre Gäste.

Am Abend, bevor Rinzi und meine Mutter aufbrechen mussten, um die Reise zurück nach Europa anzutreten, gab es eine Familiensitzung, bei der besprochen wurde, was nach dem Tod des Großvaters geschehen sollte. Wer was bekommt. Was zu tun sein wird. Die Geschichte macht mir Eindruck. Dass alles ausgesprochen wird. Dass im Angesicht des Todes nicht so getan wird, als ob nichts sei. Dem Großvater konnte es ja auch nur recht sein zu wissen, dass er kein Chaos hinterlässt.

Meine Mutter und Rinzi waren noch nicht zurück in Österreich, als sie die Nachricht erreichte. Der Großvater war gestorben.